

Rezension

Traude Ebermann:

Sexualität in der Imagination – Blumige Muschelgeschichten. Über die Wirksamkeit von Motiven der Katathym Imaginativen Psychotherapie. Eine qualitative Studie. Mit Vorworten von Klaus Ottomeyer und Jutta Menschik-Bendele.

Gießen: Psychosozial-Verlag 2019. 472 S., 44,90€

»Sexualität in der Imagination – *Blumige Muschelgeschichten*« von Traude Ebermann basiert auf einer qualitativen Studie, die die Wirkung der Vorgabe »Muschel« in Verbindung mit dem Motiv »Blume« in der KIP erhob. Im Zentrum stand die Imagination mit dem Motiv »Muschel«. Ursprünglich sollte sich die Studie ausschließlich an Frauen richten, um das Leuner'sche Standardmotiv »Autostopp«, das er zur Bearbeitung des Bereichs der weiblichen Sexualität vorschlug und das tendenziell mit traditionellen Geschlechterstereotypen verbunden ist, zu ersetzen. Es zeigte sich im Rahmen der Voruntersuchungen jedoch, dass es aufschlussreich sein würde, »auch Männer in die erforschte Gruppe aufzunehmen und auch ihnen das Motiv der »Muschel« vorzugeben« (S. 25). Zusätzlich wurde allen Proband_innen das Motiv »Blume« als Probeimagination unterbreitet; es sollte, so Ebermann, »zusätzlich vertrauensstiftend wirken« (S. 25). Insgesamt wurden zwölf Interviews mit sechs Frauen und vier Männern durchgeführt. Das Ungleichgewicht ergab sich aus der Schwierigkeit, männliche Untersuchungsteilnehmer zu finden. Folgende Forschungsziele und -fragen leiteten die Autorin bei der Untersuchung: »Erst die Analyse der Gespräche mit den zehn Personen sollte zeigen, was sich durch die Vorgabe der beiden Motive der »Blume« und der »Muschel« an Psychodynamik eröffnen lässt und damit Einsichten über die jeweilige Person ermöglicht. Weder in der Einladung noch im Gespräch wurde meinerseits die Thematisierung von Sexualität von vornherein forciert. Sie würde sich zeigen oder nicht. Mein Interesse bezog sich auf das gesamte Spektrum: vom Sexuellen bis zur Sexualität. Im Sinne einer qualitativen Forschung wollte ich keineswegs das Geschehen zwischen den interviewten Personen und mir wie durch einen Fragebogen steuern. Die Fragen, die mich innerlich begleiteten, waren folgende:

- Ist das Motiv der »Muschel« dazu geeignet, einen vertiefenden Einblick in die Sexualität zu geben?
- Wenn ja, welche Themen sexueller Natur zeigen sich dabei?
- Welche Funktion bekommt dabei das einführende Motiv der »Blume«?
- Welche Subjekt- und Objektrepräsentanzen werden durch die beiden Imaginationen erkennbar?
- Ist ein Synergieeffekt durch die unmittelbare Vorgabe beider Motive zu erkennen?
- Inwiefern ergeben sich vom Geschlecht abhängige Unterschiede bei der Vorgabe beider Motive?
- Wie offenbart sich das Übertragungsgeschehen der Frauen und Männer mit mir als weibliche Interviewerin bei beiden Motiven?« (S. 28).

Allgemein formuliert, sollten die »im Rahmen der Studie mit Frauen und Männern geführten Interviews [...] aufzeigen, inwieweit das Motiv ›Muschel‹ dem Anspruch besser gerecht wird, das Sexuelle und Sexualität zu symbolisieren, als dies die Motive ›Autostopp‹ und ›Rosenbusch‹ vermögen« (S. 66).

Die Autorin hat aus ethischen Gründen auf die Durchführung ihrer Studie auf der Basis von laufenden Psychotherapieprozessen verzichtet (S. 25). Sie hat damit im Gegensatz zur häufig kleingeredeteten Fragwürdigkeit der Beforschung von Klient_innen durch ihre Psychotherapeut_innen das Risiko in Kauf genommen, dass das Forschungsdesign daher insofern zwangsläufig angreifbar geworden ist, als die Untersuchung der Psychodynamik der genannten Motive im Rahmen zweier **Interviews**, die Durchführung von zwei Imaginationen in **einer** Sitzung und der Einsatz der KIP-Technik in einem nichttherapeutischen Rahmen methodische Grenzen haben. Dies sind nicht der Studie genuin selbst zuzuschreibende Schwächen, sondern es offenbart sich darin die Problematik der Beforschung von Psychotherapie insgesamt. Indem die Autorin diese Problematik nicht unter den Tisch kehrte, sondern ihre individuellen Konsequenzen daraus zog, indem sie den Beschluss fasste, nicht ihre eigenen Klient_innen zu Forschungszwecken zu funktionalisieren, hält sie das Gespräch über Therapie und Forschung auf fruchtbare, nicht Scheinobjektivität vortäuschende Weise offen. Überzeugend sind dabei in theoretisch-methodischer Hinsicht als Konsequenz daraus die Erstinterview-Technik von Argelander und das tiefenhermeneutische Textinterpretationsmodell nach Leithäuser und Volmerg unter besonderer Berücksichtigung eines szenischen Verstehens nach Alfred Lorenzer (S. 29 u. S. 138).

Untersuchungen zur Wirkung spezifischer Motivvorgaben in der KIP sind nicht so häufig – die vorliegende Studie begibt sich damit auf erfreuliche Weise auf ein Forschungsterrain, das noch viel zu fragen übrig lässt. Mit großem Erkenntnisgewinn macht es einem das vorliegende, in jeder Hinsicht sorgfältig gestaltete Buch möglich, den Effekt der zwei spezifischen Motive mitzuverfolgen

und sich durch die genauestens transkribierten Tonbandprotokolle selber einen Einblick zu verschaffen, wie sich die den jeweiligen Symbolen inhärenten Bedeutungspotenziale entfalten. Auch bekommt man einen lebendigen Eindruck davon, wie sich der Prozess der Bedeutungsgebung im Dialog generiert und damit das Ensemble Imagination, Zeichnung und Gespräch eine Dynamik herstellt, innerhalb deren das konnotative Möglichkeitsfeld der Symbole zu etwas je Eigenem in jedem speziellen Fall wird. Diesem Faktum der Intersubjektivität trägt die Autorin an jeder Stelle Rechnung. Indem Ebermann dem empirischen Teil eine umfangreiche Einführung voranstellt, in der sie die umfassend erarbeitete Methodik reflektiert, situiert sie die eigene Untersuchung in einem Wissenschaftsverständnis, das nicht zuletzt durch die feministische Theorie, auf die sie sich vielfach bezieht, unter dem Stichwort einer »situated knowledge« gelernt hat, dass ein in dieser Weise konturiertes Verstehen (verbindbar etwa mit dem Konzept der Intersubjektivität, der feministischen Wissenschaftskritik sowie dem tiefenhermeneutischen Verstehensmodell) einen substantiell anderen Wahrheitsanspruch mit sich zieht, als ihn eine traditionell naturwissenschaftlich ausgerichtete Forschung erhebt – gegenüber einer solchen quantitativ ausgerichteten Wissenschaftsauffassung einen Erkenntnisnachweis, der »nicht durch Zahlenbeweise erbracht [wird], sondern [...] in der direkten Begegnung [erfolgt]« (S. 143). Man würde die Autorin daher gründlich missverstehen, wollte man ihr die Relativität der Untersuchungsergebnisse vorhalten, ist doch gerade die Reflexion dieser Tatsache durch folgende Punkte differenziert gegeben: 1. durch die umfassende Situierung ihrer Studie im feministisch-erkenntniskritischen Kontext; 2. durch die Darlegung des psychoanalytisch betrachteten Übertragungs-Gegenübertragungs-Geschehens, welches durch die Mitreflexion aktueller Intersubjektivitätskonzepte auf die Höhe der Zeit gebracht wird, und 3. durch den in der Auffassung des Sexuellen mit Bedacht gewählten Theorierahmen von Jean Laplanche. Nimmt die Leser_innenschaft die Aufforderung der Autorin, in dieses grundsätzlich andere Wissenschaftsverständnis mitzugehen, das sie sinnigerweise ganz zu Beginn der Buchpublikation einleitet, indem sie dazu einlädt, sich in eine Blume-Imagination zu begeben, in ihrem vollen Potenzial zur Kenntnis, erfährt sie damit gleich zu Beginn des Lektüreprozesses diesen **anderen** Zugang zu Forschung und Wissen, der die Geistes- und Kulturwissenschaften und somit auch die Psychotherapiewissenschaft substanziell von sogenannten *hard theories* unterscheidet: »Die Wissenschaftler_innen halten anstelle einer Scheinevidenz statistischer Zahlen auf der Basis ihrer kommunikativen Kompetenz fest, »auf welche Weise die Interpretation zustande gekommen ist« (Volmerg zit. bei Ebermann, S. 143f). »Eine Kontextabhängigkeit wird deutlich, also der Umstand, dass andere zu anderen Ergebnissen kommen können oder dass zu einem anderen Zeitpunkt die gleiche forschende Person durch Erweiterung des Kontextes zu anderen Interpretationen und Schlussfolgerungen gelangen kann. Dies zeugt nicht von einer Falschaussage, sondern bestätigt, wie sehr die aus

der Forschung gewonnene Wahrheit vom Kontext der Bedeutungen abhängig ist (S. 144). In diesem Sinn ist die Leser_innenschaft von Anfang an eingeladen, am Forschungsprozess sowohl als Forschungsobjekt wie auch als Forschungssubjekt mitzuwirken, und erfährt gerade dadurch die Spezifik qualitativer, tiefenhermeneutischer Forschung: dass sich die Grenze zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt in erkenntnisgewinnbringender Weise aufheben kann, wenn diese strikte Scheidelinie als solche methodisch in Frage gestellt wird. Traude Ebermann ist es damit auf anschauliche Weise gelungen, die Leser_innen im besten Sinne des Wortes zu involvieren und damit etwas zu vermeiden, was die Lektüre wissenschaftlicher Untersuchungen nur allzu oft mit sich bringt: quälende Langeweile. Dieses Buch im Gegensatz dazu inspiriert, macht neugierig, regt zum Denken an; das Sexuelle im Laplanche'schen Sinne kommt in der Transformation in abstrakte Zeichen nicht zu Tode, sondern wirkt lebendig weiter. Eine wahrhaft belebende Lektüre, die Therapeut_innen in vielfacher Weise dazu anregt, das Motiv ›Muschel‹ in der vorgeschlagenen Weise in je individuellen Therapieprozessen zum Einsatz zu bringen und dessen Spezifität gegenüber ›Autostopp‹, ›Rosenbusch‹ und Co. zu erkunden.

Brigitte Spreitzer